

Was die Nacht verbarg.

Roman von E. P. Oppenheim.

(7. Fortsetzung.)

„Es war mir überaus interessant und — wie ich gern gebe — auch einigermaßen überraschend, von ihren veränderlichen Beziehungen zu unserem verstorbenen Oberstleutnant zu hören; aber ich kann nicht einsehen, inwiefern an meiner Auffassung der Sachlage dadurch irgend etwas geändert werden sollte. Davon, daß der Oberstleutnant selbst nichts mit der Sache zu schaffen hat, bin ich fest überzeugt, und ich gedente ihn darum auch mit allen unüthigen Fragen zu verschonen. Es giebt für mich, wie ich hoffe, wohl auch andere Wege, um zur Erkennung der Wahrheit zu gelangen.“

„So thun Sie in Gottes Namen, was Ihnen beliebt!“ sagte Hollfelder, unfähig, sich länger zu beherrschen. „Aber verzeihen Sie gefälligst nicht, daß die junge Dame, von der wir sprechen, in mir einen Beschädigten hat, der niemand geflatten wird, ihr zu nahe zu treten. In gewissen Dingen, Herr Doktor Dombrowski, verstehe ich keinen Spatz.“

„Hatten Sie es wirklich für möglich, mich durch Drohungen einzuschüchtern?“ fragte Dombrowski, schon halb zum Gehen geneigt, lächelnd. „Natürlich werden wir von diesem Abend an in einem gewissen Sinne Widerlächer sein, und ich gebe mich nicht der geringsten Täuschung darüber hin, daß ich tatsächlich keine größeren Ungeschicklichkeiten hätte begehen können, als die, Ihnen so offen meine Karten zu zeigen. Aber ich bin ja kein Polizist, und das wissenschaftliche Interesse steht mir höher als das kriminalistische. Ich hindere Sie also ebenwemig, die junge Dame ausdrücklich vor mir zu warnen, als ich Sie hindern würde, die Keise um die Welt anzutreten, zu der ich Ihnen vorhin in der besten Absicht geraten habe.“

„Sie dürfen unbeforgt sein,“ erwiderte Hollfelder verächtlich. „Es bedarf keiner Warnung, und ich denke nicht entfernt an eine Flucht. Herrlein v. Wehringen und ich — wir werden beide jederzeit bereit sein, die Verantwortung für unsere Handlungen zu tragen.“

Dombrowski verneigte sich leicht und ging zur Thür. Dort blieb er stehen. „Ich habe niemals an Ihrem persönlichen Muth gewagt,“ sagte er. „Gute Nacht denn — und verzeihen Sie, daß ich Sie um einen Theil Ihres Schümmers gebracht habe. — Bitte — bemühen Sie sich nicht! Ich finde den Weg schon allein, und ich werde mir das Haussthor vom Pförtner öffnen lassen, falls es bereits geschlossen sein sollte.“

Die Thür fiel hinter ihm ins Schloß.

Zwölftes Kapitel.

Heinz Hollfelder war ein Frühwacher — zum Leidwesen der Frau Babette Frieside, der es oblag, in den Morgenstunden seine Wohnung in Ordnung zu bringen, und der er bei ihren Reinigungsarbeiten und bei ihr im Wege war. Sie hatte ihm schon wiederholt erklärt, daß sie ihrer unmaßgeblichen Meinung nach ein ordentlicher Mensch am Vormittag ins Geschäft gehöre, und sie vermochte es nicht zu begreifen, daß er kein Geschäft hatte.

„Ja, entschuldigen Sie man, Herr Hollfelder — aber was machen Sie denn eigentlich?“

„Ich schreibe Romane, Frau Frieside.“

„Ja! — Allens mit der Hand?“

„Freilich!“ hatte er lachend erwidert und ihr die staltliche Anzahl Bücher gezeigt, die seiner Feder schon entstammten.

Kritisch hatte sie den Kopf geschüttelt. „Det jeben Se man uff, Herr Hollfelder! Se haben's doch nicht nötig, und was meine Tante selig ist, bei der hat doch so 'n junger Mann jehohnt, der nicht wie jeschrieben hat — na, und zuletzt hat er die Jallopirende jetricht und is jestorben.“

Als aber Heinz ihr erklärt hatte, daß er von dem reichen Ertrag seines Schaffens lebte, hatte sie die Augen weit aufgerissen und war kopfschüttelnd hinausgegangen. Es mochte also doch wohl ein gewisser Unterschied sein zwischen Herrn Hollfelder und dem armen schwindelichten Schreiber, der sich von früh bis spät dabei quälend mühen und ihrer Tante selig trotzdem noch für drei Monate die Rechte schuldig gewesen war, als sein freudloses Dasein endete.

Auch heute, zwei Tage nach seiner nächtlichen Unterredung mit Dombrowski, erhob sich Heinz zu früher Stunde von seinem Lager. Sein Kopf schmerzte ihn wie fast täglich in der letzten Zeit, und er fühlte eine schwere Mattigkeit in den Gliedern. Während früher der Vormittag die wehrte günstige Zeit gewesen war, fühlte er sich heute unthätig und unfähig zum Schaffen, und er legte sich

nach dem Frühstück sogleich wieder auf die Ottomane in seinem Arbeitszimmer mit dem festen Vorhaben, ausschließlich an die Novelle zu denken, an deren Entwurf er arbeitete.

Aber so sehr er auch dagegen ankämpfte, beharrlich lehnte die Erinnerung an Margot v. Wehringen und an sein Gespräch mit Dombrowski wieder. Er hatte noch nicht den Reiz gefunden, seinen Besuch bei den beiden Damen zu wiederholen, konnte er sich doch nicht klar darüber werden, wie er sein Verhalten gegen sie einzuordnen hatte. Er wußte, daß sein Fernbleiben einen schweren Verlust bedeutete, war er doch Margot sowohl wie der Gräfin eine Erklärung schuldig, aber er vermochte sich doch nicht zu raschem und entschlossenem Handeln aufzuraffen.

Plötzlich sprang er auf und laufte. Kein Zweifel — über ihm, in der Wohnung des ermordeten Martens, ging jemand umher, und er unterschied jetzt auch den Klang zweier Stimmen. Hatte die Polizei eine Entdeckung gemacht, die sie zu neuerlicher Untersuchung veranlaßte? In den ersten Tagen nach dem Morde hatte es ja nicht an Besuchen da oben gefehlt; seit einiger Zeit aber war es still geworden, und es war nur natürlich, daß Hollfelder, der beständig von einer heimlichen Angst und Unruhe erfüllt war, diese neuerliche Nachschau mit den Drohungen Dombrowskis in Zusammenhang brachte. Er konnte natürlich kein Wort von dem verstorbenen, was droben gesprochen wurde, aber er vernahm, daß nach Ablauf von zehn Minuten sich jemand aus der Wohnung entfernte, während die fortbauenden Geräusche verriethen, daß ein anderer darin zurückgeblieben war. Heinz hörte, daß die Aufwärterin im Flur auf und ab ging, und er rief sie herein.

„Haben Sie gesehen, wer da oben in der Wohnung gewesen ist, Frau Frieside?“

„Freilich hab' ich's jesehn, Herr Hollfelder. Gener von der Polizei und ein anderer Herr.“

„Wenn Sie das wissen, können Sie mir vielleicht auch sagen, wie der andere Herr ungefähr ausgesehen hat?“

Es war ihm die seltsame Vermuthung gekommen, daß es Dombrowski gewesen sein könne, den die Aufwärterin gesehen hatte. Aber die Schilderung, die sie von dem Aussehen des Mannes entwarf, belehrte ihn eines anderen.

„Ja war zuerst ganz erschrocken. Herr Hollfelder, denn wie id so durch die Thür sehe, denke id, der leibhaftige Martens kommt die Treppe ruff. Natürlich war er's nicht, aber wirklich 'ne tollefalle Ähnlichkeit. Scheen war er nicht, aber scheen war ja der Herr Martens doch nicht. Und uffjeregt schien er zu sind, nicht zu knapp. Wie er anjehogen war? Ja nu, id hab' ejentlich nicht so dadrauff jachtet — elejant sah er nicht aus, aber doch nicht jrade schäbig.“

Heinz wußte genug und schickte die Frau wieder hinaus. Er lächelte jetzt selbst über seine Befürchtungen in Bezug auf Dombrowski. Darüber, daß der Pole keine Nachforschungen nicht in Verbindung mit der Polizei, sondern ganz auf eigene Hand unternommen würde, glaubte er doch ziemlich sicher zu sein. Dem Umstand, daß der Fremde Ähnlichkeit mit Martens gehabt hatte, legte er keine Bedeutung bei, denn Martens hatte eines von jenen alltäglichen Gesichtern gehabt, wie man sie auf der Straße zu Hunderten sieht. Die lebhafteste Einbildungskraft der Frau Frieside mochte überdies die Ähnlichkeit noch größer gemacht haben, als sie in Wirklichkeit war.

Eine halbe Stunde später aber, als er sich eben zu einem kurzen Spaziergang fertig gemacht hatte, erhielt er einen überraschenden Besuch.

Er hatte gehört, wie oben die Wohnungstür gina, und gleich darauf läutete es bei ihm. Voller Aufregung tam die Haushälterin, eine Karte in den Ringerschlüß, zu ihm herein.

„Na, was habe id jesaat!“ meinte sie triumphirend. „Er bechi nämlich ooch Martens.“

Ungekümmert nahm ihr Heinz die Karte ab, auf der nichts als der Name „Paul Martens“ stand.

„Das ist der Herr, der —“

„Der vorhin nach oben jegaangen is — jawoll, Er mechte Ihnen sprechen.“

„Hören Sie ihn herein!“ gebot Heinz hastig. „Und sorgen Sie dafür, daß wir nicht gekört werden.“

In lebhafter Erregung ging er auf und ab, vergebens grübelnd, in wiesem Verhältnis er diesen Paul Martens zu dem Todten zu bringen hatte. Dann wurde leise an die Thür geklopft, und auf seine Aufforderung schab sich eine kleine, schmächtige Gestalt über die Schwelle.

Der erste Eindruck, den wir von einem Menschen empfangen, pflegt ge-

wöhnlich unser Verhalten ihm gegenüber auf lange Zeit zu bestimmen, und eine gewisse Vorstellung von der Persönlichkeit des anderen zu geben, die sich schwer wieder abfchütteln läßt. Hollfelder wand diesen Gedanken auf den ersten Blick höchst unsonpatisch. Seine nichtsagenden Gesichtszüge zeigten wirklich eine auffallende Ähnlichkeit mit denen des ermordeten Martens, nur daß ihnen ein paar unangenehme Linien um die schmalen Lippen ein abstoßendes Gepräge gaben. Paul Martens blinzelte fortwährend mit den Augen, und er hatte, wie viele Menschen, die stets beschämen, unwillkommen zu sein und sich daher in ständiger Verlegenheit befinden, die unangenehme Angewohnheit, seinen Hut in den Händen zu drehen.

Noch eine weitere Wahrnehmung machte Heinz, während sie sich Augenblicke lang schweigend musterten. Paul Martens trug äußerst elegante Bekleidungsstücke, aber es schien, als seien die Kleidungsstücke für jemanden gefertigt, der über weit größere Körperfülle verfügte, als dieser junge, schmächtige Mann, dessen Alter Heinz auf höchstens sechsundzwanzig oder siebenundzwanzig Jahre schätzte. Selbst der sehr moderne hohe Stehtrager war ihm viel zu weit, und das gab seinem Aussehen etwas grotesk Komisches.

„Ich bitte um Verzeihung wegen der Störung,“ sagte der Besucher endlich. „Mein Name ist Martens — Paul Martens. Ich bin nicht sicher, ob Sie wissen —“

Er hielt zögernd inne. Heinz deutete auf einen Stuhl und sagte höflich: „Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Martens. Womit kann ich Ihnen dienen?“

Der Fremde ließ sich auf den äußersten Rand des Stuhls nieder. „Otto Martens war nämlich mein Bruder,“ sagte er erklärend. „Ich hielt mich zufällig in Europa auf, als ich die Nachricht von seinem schrecklichen Ende bekam. Wirklich, es war ein schwerer Schlag. Der arme Otto! Ich habe geweint, wirklich geweint, als ich es las. Ganz zufällig, daß ich es in einer Zeitung gelesen habe — ganz zufällig. Ein Berliner Blatt, das mir in Amsterdam in die Hände kam. Ich hätte sonst vielleicht gar nichts erfahren.“

Sein Borkschwall gab Hollfelder Zeit, sich von seiner Ueberraschung zu erholen. Ein Bruder des Todten! Das konnte ganz neue, ungeahnte Verbindungen geben. Wie war es nur möglich, daß man von dessen Existenz so gar nichts gewußt hatte?

„Herr Martens,“ sagte er. „Ich wußte in der That nicht —“

„Dah Otto einen Bruder hatte? Ja, ich kann es mir denken, denn er wird nicht viel von mir gesprochen haben, so großartig, wie er hier gelebt hat — und ich bin nur ein einfacher Angestellter. Sehen Sie, ich sage es ganz offen. Ich bin nur ein Angestellter, augenblicklich sogar ein Stellenloser, und ich kann nicht leben wie mein Bruder, großartig wie ein Fürst. Sehen Sie, ich habe beinahe meine letzten Groschen ausgegeben, um von Amsterdam hierherzukommen, und habe nichts mitgebracht als den Anzug, den ich auf dem Leibe trage. Deshalb —“

„Er stotte wie in leichter Verlegenheit —“

„Sehen Sie, deshalb mußte ich, sogar einen Anzug zu Ihnen anziehen, um Sie einzuladen zu können.“

„Sie sind der einzige Angehörige des Herrn Otto Martens?“ fragte Hollfelder.

„Jawohl,“ entgegnete Paul Martens. „Sehen Sie, unsere Eltern sind früh gestorben. Andere Angehörige habe ich nie getannt, bis auf einen Onkel, der in Südafrika lebt, und der nun auch lange tot ist. Alles, was der arme Otto besaß, gehört mir.“

„Wenn Sie der einzige Hinterbliebene sind, gewiß.“

„Jawohl, — jawohl. Ich war auf der Polizei, und man hat mir die Sachen meines Bruders freigegeben. Ich bin schon vor ein paar Tagen gekommen, und ich habe bis jetzt im Hotel wohnen müssen. Mein letztes Geld ist draufgegangen. Jetzt wohne ich natürlich oben — es ist ja noch für ein Vierteljahr bezahlt, theuer genug! Finden Sie nicht? Sechshundert Mark für vier Zimmer.“

„Die Wohnung war möblirt vermiethet — soviel ich weiß. Da ist es für Berliner Verhältnisse nicht zu theuer.“

„Ja, sehen Sie, nicht einmal die Möbel gehören mir. Bis auf ein paar Stühle, die mein Bruder gekauft hat. Ich habe noch die Rechnungen gefunden — Gott sei Dank!“

Es war klar, daß er noch nicht bei dem eigentlichen Zweck seines Besuches angelangt war, und er wußte offenbar nicht recht, wie er damit herauskommen sollte. Heinz verspürte in seiner Gesellschaft geradezu ein förmliches Unbehagen, und er wünschte lebhaft, diese Unterredung möchte ihr Ende recht bald erreichen haben. Aber es interessirte ihn auf der anderen Seite doch lebhaft, etwas Näheres über Otto Martens zu erfahren, und er sagte deshalb: „Sie bemerkten vorhin, daß Sie aus Amsterdam kämen. Haben Sie da gelebt?“

„Nein, o nein. Ich habe in Südafrika gelebt, bin bei einer Minengesellschaft angestellt gewesen. Die Gesellschaft ist während des Krieges sozusagen in die Luft geflogen, und ich war stellenlos. Es war unmöglich, unter den Verhältnissen da drüben seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Da bin ich nach Amsterdam gefahren — Sie wissen, da sind die größten Diamantenschleifereien, und ich hatte dort meine Geschäftsverbindungen — ich glaubte, dort etwas Passendes zu finden. Es ging nicht mehr in Südafrika.“

„Nun, Ihr Bruder scheint dort doch sein Glück gemacht zu haben,“ bemerkte Heinz.

Aber er war überrascht von der Wirkung seiner Worte. Paul Martens schenkte förmlich auf seinem Sitz herum und sagte lebhaft: „Ich sage Ihnen, zwei Tage, bevor er nach England fuhr, hat er seinen letzten Cent ausgegeben. Nichts hat er gehabt, rein gar nichts. Er hat den Burenkrieg mitgemacht, wissen Sie, aber er ist davongelaufen, wie er gesehen hat, daß die Sache doch aussichtslos war. Zu mir ist er gekommen und hat vor mir gemammert und gebettelt, ich sollte ihm Geld leihen, er müßte sonst verhungern. Ich habe ihm die Ueberfahrt bezahlt nach Europa — nach London, denn er wollte durchaus nach London. Vier Wochen später habe ich schon aus Berlin einen Brief bekommen — die Hälfte des Geldes, das ich ihm geliehen habe, hat er mir zurückgeschickt. — Die Hälfte, Herr Hollfelder — und ich habe seit der Zeit nichts mehr von ihm gehört. Nicht einmal, wo er wohnt, habe ich gewußt. Und ich habe mich quälen müssen drüben, während er hier —! O, der —“

Heinz mehrte durch eine rasche Handbewegung ab. „Vergeffen Sie nicht, daß Ihr Bruder tot ist!“ sagte er laut.

Paul Martens verschluckte das Wort, das ihm schon auf der Zunge gelegen hatte. „Ja, aber sehen Sie, was er für ein Bruder war! Er wußte, daß es mir schlecht ging. Er mußte es ja wissen. Und er hat mir nur die Hälfte von dem zurückgezahlt, was ich ihm geliehen hatte, während er hier eine Wohnung hatte, die im Jahr zweitausendvierhundert Mark kostet, woran er lebte wie ein Fürst. Kann man das glauben, Herr?“

Er schickte mir das Geld und schreibt mir, daß es ein Vorwurf seines Prinzipals sei — er hätte eine Stellung gefunden, hundertachtzig Mark im Monat. Davon werde ich nun der Vorwurf in Raten abgezogen. Haben Sie so etwas gehört? Hundertachtzig Mark, und hat eine Wohnung, die allein zweihundert kostet. Dreihundert habe ich ihm geliehen, dreihundertfünfzig habe ich zurückbekommen — keinen Pfennig mehr. Und er schreibt mir keine Zeile. Freilich, er wußte wohl, daß ich sofort herüberkommen würde, wenn ich das hörte — das mit der Wohnung von zweihundert Mark. Und zahlt mir nicht einmal zurück, was er von mir geliehen hat! Nicht einmal das!“

Heinz kämpfte mit Anstrengung seinen Eitel und seinen Widerwillen nieder. „Sie werden ihn ja jedenfalls jetzt beerben, Herr Martens,“ sagte er und bemühte sich, nicht zu viel von der Verachtung durchdringen zu lassen, die er für den anderen empfand.

Aber Paul Martens schlug sich in zornigster Erregung auf das Knie. „Ja, sehen Sie, sehen Sie, Herr!“ sagte er. „Darauf will ich ja eben kommen. Die Polizei hat ein Verzeichniß der vorgefundenen Sachen aufgenommen, und ich habe noch einmal alles nachgesehen. Nicht ganz dreihundert Mark in baarem Gelde — eine Unmenge Kleider, alles vom ersten Schneider, Stiefel, daß man ein Geschäft damit aufnehmen könnte — der Himmel weiß, was er dafür ausgegeben haben muß! Alte Rechnungen über die unsinnigsten Sachen, Gott sei Dank alles bezahlt, Photographien schöner Damen, Liebesbriefchen — er muß geliebt haben wie ein Paskal! Und sehen Sie hier —“

Er sprang auf und brachte mit zitternden Händen ein Notizbuch zum Vorschein.

„Da hat er seine Ausgaben und Einnahmen gebucht. Sehen Sie, hier“ — er blätterte eine Seite auf — „3. Oktober, eingenommen: sechstausend Mark. Dann kommen eine Unmenge Ausgaben, dann hier weiter: 2. Januar, eingenommen: sechstausend Mark. Wieder Ausgaben, und hier wieder: 4. April, eingenommen: sechstausend Mark. Sechstausend, sechstausend, sechstausend — also achtzehntausend Mark. Herr! Und er ging aus Südafrika mit dreihundert Mark in der Tasche, die er von mir geliehen hatte. Am 3. Oktober hat er die ersten sechstausend Mark bekommen — das ist also ungefähr fünf Wochen, nachdem er nach Berlin gekommen sein konnte. Und nach allem, was ich über ihn gehört habe, hat er niemals einen Strich gekostet. Keine Stunde, die er nicht seinem Vergnügen gewidmet hätte. Und ich drüben habe manchmal vierzehn Stunden am Tage arbeiten müssen — für elenden Verdienst! Sagen Sie mir, sagen Sie mir was das für ein Bruder war!“

„Allerdings — er hat nicht recht gehandelt. Aber Sie werden ja nun als sein Erbe auch sein Einkommen haben.“

„Werde ich das?“ schrie Paul Martens erbost. „Ja, werde ich das? Das will ich ja gerade wissen. Ich habe sein Notizbuch, habe jeden Pfennig Papier in seiner Wohnung durchsucht — meinen Sie, ich hätte herausgebracht, woher er das Geld hatte? Sechstausend Mark alle drei Monate, das hat er aufgeschrieben, aber woher, von wem er es bekommen hat — darüber keine Silbe! Schlagen Sie mich todt, wenn ich weiß, woher er das ungeheure Einkommen hatte!“

„Sind Sie bei einem Rechtsanwalt gewesen?“

Martens machte eine verächtliche Handbewegung. „Was soll ich da?“ meinte er. „Für nichts und wieder nichts Kostenvorschuß zahlen, den ich nicht einmal habe? Ein Rechtsanwalt ist auch nur ein Mensch und sieht nicht mehr wie andere Menschen.“

„Warum kommen Sie dann zu mir?“

„Sie haben doch meinen Bruder getannt — und Sie haben ihn gefunden. Ich dachte, daß er Ihnen gegenüber vielleicht einmal eine Andeutung, die mir ein Fingerzeig wäre —“

„Ich muß bedauern, Ihnen da nicht dienen zu können. Meine Bekanntschaft mit Ihrem bedauernswerthen Herrn Bruder beschränkte sich auf gelegentliches Grüßen, und vor jener Nacht bin ich niemals zu seiner Wohnung hinaufgegangen.“

Tief enttäuscht sah der Besucher vor sich nieder.

Da fragte Heinz nach einer kurzen Pause: „Hat man Ihnen auf der Polizei nicht gesagt, wer es war, der in jener Nacht bei mir antelephonirte?“

Paul Martens nickte. „Man hat mir gesagt, daß der Betreffende sich gemeldet hat — ein Rechtsanwalt, wenn ich nicht irre. Ich habe den Namen vergessen. Er ist auch für mich ohne Bedeutung.“

„Doch vielleicht nicht so ganz, Herr Martens. Ich hatte Gelegenheit, ein paar Worte mit diesem Rechtsanwalt — Berger heißt er — zu sprechen, und ich muß sagen, ich empfinde den Eindruck, daß der Mann mehr wisse, als er sagen wollte. Vielleicht nicht gerade über das Verbrechen selbst, wohl aber über die Herkunft des Geldes, das Ihr Herr Bruder —“

Wie elektrisirt sprang Martens auf. Er ließ Hollfelder gar nicht aussprechen. „Ich bitte Sie — wenn es so ist, muß ich natürlich sofort zu dem Mann! Sehen Sie, ich dachte mir's gleich, daß Sie mir würden helfen können. Ich habe ein Gefühl für so etwas, wissen Sie. Berger heißt also der Mann? Wissen Sie vielleicht auch seine Adresse?“

„Allerdings. Aber ich bin vielleicht mit meiner Ausrüstung zu weit gegangen. Erinnern Sie sich, daß es lediglich eine Vermuthung von mir ist, und daß Sie sich jedenfalls darauf berufen dürfen.“

Seine kühle, abweisende Art ernüchterte den Mann etwas. Er setzte sich sogar wieder nieder. „Aber Sie begreifen doch, daß ich begierig zusehe, wo sich mir eine Hoffnung bietet! Und ich bitte Sie recht herzlich, vertragen Sie mir Ihren Beistand nicht. Ich habe keine Bekanntschaft in Berlin, niemand, an den ich mich wenden könnte. Sehen Sie, Sie thun ein Werk der Barmherzigkeit, wenn Sie sich meiner etwas annehmen.“

„Ich will Ihnen gern beistehen sein, soweit ich es vermag,“ erwiderte Heinz zurückhaltend. „Auch mir, der ich wider meinen Willen in die traurige Angelegenheit hineingezogen worden bin, liegt viel daran, sie aufzuklären zu sehen. Wenn ich Ihnen aber einen Rath geben darf, so überstürzen Sie nichts und gehen Sie behutsam zu Werke. Sie verderben sonst nur, anstatt zu nützen.“

„Gewiß, ich will mich Ihnen gern fügen. — Uebrigens habe ich heute noch nichts gekümmert. Wissen Sie vielleicht ein bescheidenes Restaurant hier in der Nähe?“

Heinz konnte nur mit Mühe ein leichtes Lächeln verbergen. „Ich habe ebenfalls noch nicht gekümmert,“ sagte er. „Wenn ich Sie bitten darf, mit mir zu gehen und mein Gast zu sein.“

Die Giffertigkeit, mit der Herr Paul Martens diese Einladung annahm, ließ fast darauf schließen, daß er etwas Beartigtes gehofft hatte.

Heinz brach also mit ihm auf und bestellte in einer nahegelegenen Weinstube ein ausgiebiges Essen. Während der nächsten Viertelstunde konnte von einem Gespräch nicht die Rede sein, denn Martens ah mit dem Appetit eines ausgehungerten Wolfes und verhielt sich, bis er auch das letzte Speisetrümmchen vertilgt hatte. Dabei trank er zwei Pfälzer Wein, mit dem angenehmen Bewußtsein, nichts bezahlen zu müssen.

Als er endlich fertig geworden war, lehnte er sich auf seinem Stuhl zurück und sagte mit einem Seufzer: „Ah, wer ich das tagtäglich leisten könnte! Ein reizender Aufenthalt hier!“

„Es ist ja ganz nett da,“ gab Heinz zu. „Aber wer ein vierteljähriges Einkommen von sechstausend

Mark hat, kann sich in Berlin noch weit Besseres leisten.“

„Ich werde es haben — und wenn ich jahrelang forschen müßte! So ein Leben verlohnt sich doch noch!“

„Uebrigens,“ sagte Heinz, indem er mit seinem Messer spielte und es vermind, den anderen anzusehen, „Sie scheinen ganz zu vergeffen, in welcher Weise Ihr Bruder ums Leben gekommen ist.“

Paul Martens riß die kleinen Augen, deren beständiges Blinzeln Heinz ganz nervös machte, weit auf und starrte den anderen verdutzt an. „Ich — das vergeffen?“ fragte er verblüffelt. „Wie meinen Sie das, Herr Hollfelder?“

„Ich meine, daß doch möglicherweise zwischen dem geheimnißvollen Einkommen Ihres Bruders und dem Mord ein gewisser Zusammenhang besteht.“

„Was es möglich?“ Martens ließ vor Erstaunen seinen Mund so weit öffnen stehen, daß man zwei Reihen hahler gelber Zähne sehen konnte. „Wie denken Sie sich das?“

Heinz spielte noch immer mit dem Messer und sagte nachdenklich: „Ihr Bruder hat ein jährliches Einkommen von vierundmanntausend Mark gehabt. Das wären, zu fünf Prozent gerechnet, die Zinsen eines Vermögens von fast einer halben Million. Ueber ein so großes Vermögen aber hätten sich doch irgendwelche Ausweise finden müssen. Aber es hat sich nichts gefunden. Es ist also vermuthlich auch sein Vermögen dagewesen. Von wem und für welche Dienste bekam nun Ihr Bruder das Geld?“

„Das will ich ja eben wissen,“ meinte Martens.

(Fortsetzung folgt.)

Ironie des Schicksals.



Sie trägt Toiletten erster Güte, Sie trägt die allergerüchsten Güte, Sie trägt die kostbarsten Juwelen — Doch immer, ach! nur — in Kartons!

Dienstbotenklatsch.



„Ob wohl Frau Huber zu ihrem Schwiagerohn in Berlin oder zu dem in München oder zu dem in Danzig ziehen wird?“

„Ja, das weiß ich nicht! Alle drei wünschen sie!“

„Ja, der Berliner wünscht sie nach München, der Münchener nach Danzig und der Danziger nach Berlin.“

Wohlthaten um des Dankes willen sind goldene Pfeile mit Widerhaken.

Ein Mann in Illinois fordert von der Regierung von Honduras \$38,000. Deshalb hängt er nicht noch ein paar Nillchen an? Das macht sich doch besser und würde gerade so leicht einzutreiben sein.

Es sieht der Mensch die Welt fast immer durch die Brille des Gefühls, und je nach der Farbe des Glases erscheint sie ihm finster und purpurnell.

Weil Radium auf die Feinsten gefaßt worden ist, braucht niemand zu glauben, daß er ein Pfund davon billig erhalten wird; eine Unze kostet schon ein kleines Vermögen.

Zigaretten dürfen auf der Ausstellung zu Seattle nicht geraucht werden. Aber die Besucher dürfen Gummimitäen und wenn sie wollen, dazu singen: „Freiheit, die ich meine!“

An einem Tage der vorigen Woche hatte sich der Augenarzt von New York mit nicht weniger als 227 jugendlichen Uebeltätern zu beschäftigen, und der Tag bildet eine Ausnahme, an dem ihre Zahl nicht 100 übersteigt. Ein erschütterndes Bild von der modernen Großstadt und ihren Uebeln.

Den Mangel an Robliffe erkennt man oft gerade an — Robeltun.